Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 4

Artikel: Arzt und Autor
Autor: Vogt, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975219

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arzt und Autor

Dr. Walter Vogt

Bei den nachstehenden Ausführungen handelt es sich um einen Vortrag, den der Berner Arzt und Schriftsteller anlässlich der Jahresversammlung der Appenzeller Aerzte am 9. November 1967 in Herisau gehalten hat. Im Schweizer Schrifttum der Gegenwart besitzt Walter Vogt einen gewichtigen Namen. Die Gedanken, die er in seinem Vortrag laut werden lässt, berühren nicht nur Fragen, die mit der verantwortungsbewussten Ausübung der ärztlichen Kunst zusammenhängen, sie reichen ins Zeitkritische, Weltanschauliche hinein und wollen jeden Leser, gleichgültig welchen Standes und welchen Berufes, zum Nachdenken bewegen. Wir danken dem Autor, dass er uns den Abdruck gestattet hat. Um den Charakter der Rede zu wahren, geben wir den Vortrag im vollen Wortlaut wieder.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Die freundliche Einladung an mich, als Autor über den Arzt zu sprechen, kommt von Ihnen, aus dem Kanton Appenzell also. Ich danke Ihnen herzlich dafür. Der Kanton Appenzell ist ja dafür bekannt, dass er neben der offiziellen Medizin, die wir vertreten, auch jene andere öffentlich und unter dem Schutze des Gesetzes zulässt, die sich als Naturheilkunde oder wie immer bezeichnet. Ich finde das schön. Es herrscht hier so etwas wie medizinische Religionsfreiheit. Und Freiheit ist eigentlich immer gut.

Ich bange auch nicht um unsere naturwissenschaftliche Medizin; sie wird das Rennen schon machen, auch in freier Konkurrenz mit animistisch hypnotischen Praktiken. Ich wenigstens traue ihr soviel zu, und Sie, wie ich vermute, auch. Vielleicht besteht sogar ein geheimer Zusammenhang zwischen dieser etwas minder verkrampften Haltung den Naturheilpraktikern gegenüber und der Einladung an den Autor von «Husten», «Wüthrich», «Höhenluft» und «Melancholie», vor Ihnen seine Sache zu vertreten. Dieser Autor war eine Zeitlang auch ein schwarzes Schaf in der Herde weisser Lämmchen, die die Schweizer Aerzteschaft offenbar in den Augen ihrer eigenen offiziellen Vertreter darstellt.

Ich habe «animistisch» gesagt. Ich bin da nicht Fachmann. Wenn ich aber, vergröbernd und meinetwegen als «terrible simplificateur», einmal dem Magischen das Bannen, dem Animistischen das Zaubern und Beschwören zuordnen darf, dann ganz bestimmt unserer technischen Welt das Machen. Die Machbarkeit der Sachen ist das grosse Welterlebnis unserer Zeit. Des Staunens darüber ist kein Ende — an Autosalons, am Fernsehen und am Funk. Selbst die Wahnsysteme unserer Geisteskranken erweisen sich als durchaus «gemacht». Es gibt gemachte Gedanken, gemachte Stimmen, von aussen Kommendes, Telekommunikationen — die genauso rational oder irrational gemeint sind wie diejenigen der Fernmeldetechniker und ihrer Kunden, der Journalisten.

Magisch oder animistisch sind eher einige Schulen der Psychiatrie, nicht die Psychosen.

Der Technokrat ist der wahre Weltherrscher von heute, dazu ein reiner Tor, also eine Gefahr — Gefahr nicht nur für die ganze Welt, sondern selbst in unseren bescheidenen und überblickbaren Verhältnissen, eine Gefahr beispielsweise für Politiker; denn die Technokraten, wir Aerzte gehören mit dazu, sind nicht objektiv. Aber sie sprechen eine Objektsprache, und das ist für den Politiker, der, mindestens bei uns, nur noch die Sprache des selbstverständlichen Arrangements gewöhnt ist, ein überwältigendes Erlebnis und eine unwiderstehliche Versuchung. Denken Sie dabei ruhig an die Macht der Zahlen, die Macht der Statistik und anderseits daran, wie solche Statistik gemacht wird, in Spitälern und auch anderswo. Zuletzt ist dann eben alles «gemacht». Ein Buch wird gemacht. Ein Autor, ein Bestseller wird gemacht. Die Beatles wurden gemacht, und Präsident Johnson ist gemacht. Sein Nachfolger, wer immer er sein mag, ein Fernsehstar oder ein Privatpilot, wird noch tausendmal mehr «gemacht» sein. Es gibt diese Mentalität des «can do». Was ich tun kann, das tue ich auch. Man kann Farbfernsehen machen, also macht man es. Obgleich man heute schon mit Sicherheit, aus simpler Analogie zum Farbfilm, sagen kann, dass wir alle, die wir hier versammelt sind, anständige oder auch nur erträgliche Farben am Schirm nicht mehr erleben werden. Von der Herstellung von Atombomben einer Grössenordnung, die, wie man sagt, weder taktisch noch strategisch mehr einen Sinn haben kann, mag ich gar nicht reden.

Bin ich wirklich so ungeheuer weit weg von der Realität, wenn ich uns Aerzte ebenfalls als Kinder dieser Zeit ansehe und glaube, dass gerade diese universelle Haltung auch in unserem Beruf eine Rolle spielt? Wollen Sie Beispiele?

Erinnern Sie sich, mit welchem ungeheuren, inzwischen bereits gedämpften Optimismus man Lungenoperationen durchführte, als man es endlich konnte? Erinnern Sie sich etwa der Leukotomie, einer Operation, die — ich zitiere einen Psychiater — heute kein Mensch mehr macht? Sie wurde aber gemacht! Von Menschen, an Menschen. Sie wissen ebensogut wie ich: manchmal unter ernsthaftem Ringen um die Indikation, unter langem, sorgfältigem Abwägen des Für und Wider. Es kann ja auch so noch schiefgehen. Aber oft, und gerade bei den grössten Spezialisten mit dem röhrenförmigsten Gesichtsfeld, aus der Sicherheit und der Freude des Könnens heraus. Ich kann es, also mach ich's. Und aus der Mentalität von Dienstleistungsbetrieben heraus, die die unsere nicht werden darf, dass etwas tun in diesem Fall besser ist als nichts tun — oder was man für «nichts» hält. Medizin ist ein kurioses Fach. Ich kann nicht glauben, dass Tariffragen unsere wahren Probleme sind — sowenig wie die, nebenbei bemerkt, wesentlich mieseren Tantiemen die wahren Probleme der heutigen Autoren darstellen.

Es gibt doch in der Medizin von heute echte Probleme. Womit soll sich ein Kinderarzt eher befassen: mit dem Schulweg oder mit den «inborn errors of metabolism»? Oder nochmals: Auf welches Parkett begibt sich eine

Medizin des nicht ungefährlichen Eingriffs, wenn sie prinzipiell, was sie kann, auch tut? Eine Medizin, die wohl noch Kontraindikationen kennt, aber keine Indikation mehr stellt ... Wenn ein berühmter Professor der Chirurgie, ich vermute, ohne die leiseste Ahnung, was er da sagt, äussert: Die gesündesten Patienten habe er am liebsten, sie seien am leichtesten operierbar — und das ausgerechnet in bezug auf den Lungenkrebs! Die Frage der Sicherung der Diagnose vor der Operation stellt sich dann gar nicht mehr, weil ja das Operationsrisiko so und so gering ist. Wir wollen doch nicht im Ernst die prophylaktische Medizin so gross schreiben, dass wir den Männern über vierzig die Lunge entfernen und in zehn Jahren dann, wenn die Technik soweit ist, denselben Männern, die inzwischen auch fünfzig geworden sind, das Herz.

Sie wissen besser als ich, dass durchaus analoge Vorschläge in bezug auf die Gebärmutter, die als besonders krebsanfällig und als besonders entbehrlich gilt, längst gemacht wurden. Das erinnert, in grausiger Weise allerdings, an das früher übliche künstliche Gebiss als obligates Geschenk zur Volljährigkeit.

Woran scheitern eigentlich solche unheimliche Projekte immer wieder? Für mich, ich bin ein einfaches Gemüt, ist die Sache ganz simpel: an Ihnen. An der Vernunft der praktischen Aerzte, an der Vernunft, dem Einsatz und dem Gewicht auch jener Spitalärzte und Spezialisten, die mehr an ihre Patienten denken als an die Medizin.

Ich bin oder fühle mich nicht berufen, über das Verhältnis von Praktikern und Professoren zu sprechen. Michael Balint, London, hat das längst getan. Nur eins möchte ich Ihnen sagen: Die Tage der Pyramiden sind gezählt. Ich meine jene Pyramiden, wo zuoberst, gehalten von einem verschüchterten Stadt-, Regierungs- oder Stiftungsrat, ein Professor herumberserkert wie ein tanzender Shiva, auf dem Buckel ehrgeiziger Oberärzte, auf dem Buckel gesichtsloser Assistenten, und allesamt wieder auf dem Rücken des Praktikers, der ein wenig der Bauer im Spiel ist. Diese Zeiten sind ganz einfach vorbei. Zunehmende Unüberblickbarkeit schon der einzelnen Fächer, dann vor allem neue Richtungen, wie Psychosomatik und Medizinsoziologie, haben Wunder gewirkt und werden auf die Dauer das, was Balint die «Droge Arzt» nennt, eben den Praktiker, wieder in seine ganze Würde einsetzen.

Es gibt aber nicht nur echte Probleme, es gibt auch echte Tragik des Arzttums. Noch einmal: Alles ist gemacht. Der Lärm und die Lärmbekämpfung, die grösste Explosion aller Zeiten und die ionisierendste Strahlung aller Zeiten — und wenn es dann ein Antidot dagegen gibt, wird es dann ebenfalls gemacht sein. Würde es Sie wundern, wenn eines Tages eine chemische Firma, die gross genug wäre, dass sie es sich leisten kann, voll Stolz bekanntgäbe, dass sie jetzt nicht nur Heilmittel herstellt —, sondern auch die Krankheiten dazu? Oder erinnert sie das etwa an einiges, was es schon gibt? Dass dieselben chemischen Firmen ausser Heilmitteln auch Entlaubungsmittel herstellen für den Dschungelkrieg. Aber seien wir getrost: Dieselben Firmen werden auch Wiederbelaubungsmittel herstellen, wenn einmal der Dschungelkrieg nicht mehr opportun ist.

Alles also gemacht? Aerzte wissen, dass es nicht stimmt ... kennen Vorgänge, die sich dem Machen, ja, jeder Beeinflussung entziehen, sehen die Vorgänge Tag für Tag: Altern, Wahnsinnigwerden, Tod.

Vom verehrtesten meiner klinischen Lehrer stammt der Spruch: «Der wahre Arzt zeigt sich erst, wenn der Kranke unheilbar ist.» Was heisst heilbar? Was heisst «heilen»? Der Arzt, der Philosophie hat, ist gottgleich, sagt Hippokrates. Und «Der Herr ist mein Arzt», steht in der Bibel. Der Arzt als Heiland — oder als Heilender wenigstens? Den Heiland als Arzt finden wir im Neuen Testament. Was heisst dort «heilen»? Darf ich es so sagen: Eine derartige Wandlung der Person, dass die Krankheit sinnlos wird, heisst gegenstandslos, heisst, dass die bösen Geister ausfahren — in einem Fall, dem Falle des Lazarus, sogar der Tod ...

Krankheit und Tod haben keine Macht mehr, weil sie für die Person, die in Berührung mit dem Heiligen steht, keinen Sinn, keine Wirklichkeit, keine Wirksamkeit mehr haben. Vielleicht wird hier eine Grenze überschritten, die nicht zu überschreiten ist, vielleicht sind diese Dinge für uns ganz unglaubhaft — das wissen Leute wie Ingmar Bergman und Friedrich Dürrenmatt sowenig wie wir — vielleicht klingt das alles auch ein bisschen papieren und verbal ...

Weshalb trauen wir eigentlich dem «Verbum» (Logos) so gar nicht mehr und dem Messer in der Hand so viel? Steht dahinter nicht so etwas wie ein tragischer Irrtum? Verstehen wir nicht am Ende sogar eine so einfache Vokabel wie «Experimente» ganz falsch? Wie, Hand aufs Herz, werden Heilmittel erfunden, Operationsmethoden erfunden, Eiserne Lungen, Pace Makers und neue Bestrahlungsmethoden: verbal oder manuell? Ich meine verbal. Im Anfang war das Wort. Wir haben uns auf eine naturwissenschaftliche Medizin festgelegt. Ich muss dazu allerdings sagen, dass die theoretischen Grundlagen dieser Naturwissenschaft — sit venia verbo: ich meine die den-

kerischen Grundlagen — ungefähr von 1890 stammen. Die Physiker haben gelernt, ohne Naturgesetze auszukommen, die Psychologen ohne Motive, die Dichter ohne Versmass und ohne Grammatik, die Maler ohne ein Ideal von Form ... aber unsere offizielle sogenannte naturwissenschaftliche Medizin, sie denkt streng kausal und bildet sich erst noch etwas darauf ein. Wir freilich, Sie, die mehr Aerzte als Mediziner sind, wissen, dass das nicht stimmt — dass mit jedem Eingriff, auch mit jedem beratenden Wort etwas in Gang gesetzt wird, was unabsehbar ...

Denken wir deshalb magisch, animistisch? Das glaube ich nicht. Es braucht dringend eine Logistik der Medizin. Was die Krankheiten machen, wissen wir für den heutigen Zustand unseres Bewusstseins hinlänglich. Oder anders herum: Solange sich das Bewusstsein nicht ändert, ist in dieser Richtung nichts Entscheidendes mehr zu erwarten.

Die Frage ist: Was tut der Arzt? Was will der Patient? Will er geheilt werden? Oder will er repariert werden? Ich denke: mal das eine, mal das andere, meist beides zugleich. Und Sie kennen den Moment, wo die Reparatur verkehrt sein kann, weil sie der Heilung nicht mehr dient.

Ich möchte keine Beispiele bringen. Wir alle kennen die Narbenbäuche sogenannter hysterischer Patienten — manchmal auch nur solcher, die ihre Beschwerden nicht deutlich genug oder nicht gelehrt genug formulierten.

Unsere pseudonaturwissenschaftliche Skepsis gegenüber dem Irrationalen in Vorgängen, die wir so gern rational hätten, führt dazu, dass wir da, wo wir handeln — etwas machen also —, nicht «heilen», sondern reparieren ... und dass wir da, wo wir «heilen», *scheinbar* unwirksam sind.

Eines der schrecklichsten und erhabensten Beispiele dazu ist die Strahlenbehandlung unheilbarer Geschwülste. Strahlentherapie ist nun wirklich das Paradigma einer im engsten Sinn «physikalischen» Therapie: messbar, dosierbar, jedem personalen Einfluss entzogen, exakt. Und wenn man dann sieht, dass diese ungeheure Therapie, und gerade in den Fällen, wo sie den letzten Strohhalm darstellt, wirkungslos bleibt, also versagt — und was dann schliesslich bleibt an Behandlung, an Positivem für den Kranken, ausgerechnet mein bisschen Hinwendung, mein bisschen ärztliches Selbst ist — sollte man da nicht auf kuriose Gedanken kommen?

Der wahre Arzt, sagte Klaesi, erweist sich erst da, wo die Krankheit unheilbar wird.

Reparieren, ja — aber nicht als Heiland, sondern als Sanitätstechniker. Oder Heiland — aber unwirksam — machtlos dem grösseren Schicksal gegenüber.

Warum wollen wir nie beide Aspekte unseres Berufs zusammen sehen? Liegt denn in dieser Tragik nicht auch und gerade die Grösse unserer Position?

Wir müssen wieder scheitern lernen!

Ist es denn nicht recht seltsam, dass die Vertrauenskrise zwischen Arzt und Patient, über die ein jeder stöhnt, ausgerechnet mit dem gewaltigsten Zuwachs an technischen Möglichkeiten zusammenfällt ... Möglichkeiten, die den stolzen Internisten der Jahrhundertwende mit seinem ganzen diagnostischen Inventar für uns auf die Stufe einer Medizin der feuchten Tüchlein drängt ...

Sind etwa die Patienten verängstigt, *weil* unsere technischen Möglichkeiten so unabsehbar geworden sind? Oder glauben Sie, dass die Krise daher rührt, dass notwendig heute eine zunehmende Diskrepanz besteht zwischen dem, was der einzelne Arzt, und dem, was die Medizin vermag? Ich bin nicht sicher. Ich an Ihrer Stelle, ich würde mich nicht blind mit der Medizin identifizieren — ich würde eine Lanze brechen für den Arzt.

Allerdings, die Stellung der Medizin ist stark. Die heutige Medizin bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die letzte Hoffnung, dass Naturwissenschaft und Technik, die sich doch so ganz offensichtlich autonom, über unsere Köpfe weg zu unbekannten Zielen hin entwickeln, sich eines Tages doch noch zum Besten des einzelnen werden einsetzen lassen — in einer anderen, unmittelbaren Weise, als es Atombomben, Kybernetik und Ueberschallflugzeuge gestatten, Erscheinungen, denen wir doch, höflich gesagt, zwiespältig gegenüberstehen.

Bisher habe ich gesprochen als Arzt und Mensch und Christ — ich nehme nicht an, dass Sie mit allem einverstanden waren, ich denke aber auch nicht, dass Sie mich für meine Ansichten aus Ihrer Gesellschaft ausschliessen wollten, wie es doch immerhin in unserem offiziellen Blatt für Standesfragen vorgeschlagen wurde.

Was habe ich denn Fürchterliches geschrieben? Oder ist die Tatsache, dass ich schreibe, an sich schon anrüchig? Um Gottfried Benn hat es solche Reaktionen verärgerten Unmutes im Kreis seiner Kollegen gegeben. Später schützte ihn dann die Flucht in die Wehrmacht vor den Uebergriffen des Nazistaates, dem sich die Aerzteschaft nur allzuleicht ein- und unterordnete — und sein ganzes Arsenal an rassistischem Blut- und Boden-Gedanken-Material, ich fürchte, nur allzu gern übernahm, entsprach und entspricht es doch gerade jener antiquiert naturwissenschaftlichen Denkweise, die in Aerztekreisen,

auch in hochgestellten akademischen, grassierte und grassiert.
Ich glaube kaum an ernsthafte Schwierigkeiten, wenn ich hübsche Gedichte, Sonette vielleicht, von bunten Blumen, dunklen Jungfrauen und hellen Jünglingen herstellen würde. Vielleicht würde die «Aerztezeitung» sogar dann und wann eines davon abdrucken, als besinnliche Probe aus dem Schaffen eines Kollegen, der neben seiner aufreibenden Arbeit als Röntgenarzt noch Zeit und Musse findet, sich allem Schönen, Wahren und Guten zu öffnen. Allein: Ich tu's nicht. Ich interessiere mich, ganz unverhohlen, für die Aerzte, meine Kollegen. Glauben Sie nicht auch, dass Sie (wir) ungemein interessant sind — dass Sie (wir) es, kurz gesagt, verdienen, auch einmal mit anderen Augen als mit denjenigen Cronins oder Van der Meerschs angesehen zu werden? Medizin, habe ich einmal geschrieben, enttäuschte mich bald, weil man weder über die Krankheiten noch über die Kranken etwas erfuhr. Wenn ich das so lese, würde ich meinen: ein Aphorismus. Ein Aphorismus ist eine schonungslose Verkürzung für etwas kaum Sagbares. Ein Aphorismus sagt nie ganz, was er meint. Jeder etwas sensible Student jedes Faches kommt eines Tages an diesen Punkt: Er zog aus, zu lernen, wie etwas ist. Stattdessen bietet man ihm ein neues abstraktes Bezugssystem, die Dinge entschwinden ihm, in der Hand hält er Steine statt Brot. Ein junger Physiker meinte zu diesem Thema, es sei fraglich, ob man einen so heiklen Befund in aller Oeffentlichkeit diskutieren kann: Ich meine ja.
Die Oeffentlichkeit beansprucht ein Recht darauf und ausserdem und nebenbei nimmt sie kaum Notiz von so etwas. Die Oeffentlichkeit, das sind in solchen Fällen einige wenige Tausend. Sagen wir: ein bis zwei Promille. Und sie wussten es schon. Nämlich auch diejenigen, die dagegen auftraten, wussten es bereits. Sie traten nicht dagegen auf, dass es so ist, sondern dass es einer, der es wissen muss, auch sagt.
Wenn man alle diese Dinge nicht mehr oder nur im engsten Fachkreise äussern darf, dann sind wir bald wieder bei einer memphitischen Geheimwissenschaft und erst noch bei einer gesundschweizerischen Leisetreterei, die bei uns nicht nur das politische, sondern nächstens jedes Leben zertritt.

«Wüthrich», das Selbstgespräch eines sterbenden Arztes, scheint es, ist ein seltsames Buch. Rein formal herrscht keine Einigkeit. Ein Kritiker lobt die erste Hälfte des Buches (knapp, sagte er), dann fällt es schon ab — andere finden, dass der Autor die ersten fünfzig Seiten besser gestrichen hätte. Ich meine, wie stets in solchen Fällen: Beide haben recht.
Man hat mich mit Wüthrich identifiziert, geglaubt, seine Ansichten seien auch meine Ansichten. Das Verhältnis eines Autors zu seiner Figur ist jedoch immer komplex. Und die Ansichten, die ich einem sterbenden alten Herrn in den Mund lege, können vernünftigerweise nicht die meinen sein, denn ich bin kein sterbender alter Herr. Fest steht, dass Wüthrich dasselbe Fach studiert hat wie sein Autor und dass die beiden gewisse gemeinsame Interessen haben.
Es gibt auch Leute, die sich für Wüthrich halten.

Was geschieht in dem Buch wirklich? Wir erfahren, dass Professor Wüthrich stirbt, am Nachmittag des zehnten September. Das Buch schildert seinen letzten Vormittag: die Fahrt zur Klinik, Erinnerungen . . . Er kauft Blumen für seine längst verstorbene Frau. Er denkt: «Ich habe die besseren Kreise immer gehasst. Erst wenn sie nackt vor mir standen und der Krebs ihnen den Bauch auftrieb, begannen sie Menschen zu gleichen. Angenehmer als die armen Leute sind sie trotzdem. Sie leisten sich teurere Seifen und parfümieren sich diskreter.» Das denkt also mein sterbender Professor. Dass Mitglieder von Golf- and Country-Clubs diese Stelle übelnehmen könnten, das verstehe ich — aber wem eigentlich: dem alten Herrn oder dem Autor? Aber Aerzte?
Da würde sich ja plötzlich die niemals ausgesprochene Frage nach dem Engagement des Arztes stellen — so wie man beispielsweise jeden Autor dauernd nach seinem Engagement fragt und ihn dann zum Teufel schickt, entweder weil er oder weil er nicht engagiert ist oder sich dafür ausgibt. Meine Damen und Herren, die Frage nach dem Engagement des Arztes ist gar nicht so sehr aus der Luft gegriffen und auch gar nicht so leicht beantwortet. Ich las in der Zeitung, dass vor dem griechischen Militärputsch endlich, unter anderem, die ärztliche Betreuung gewährleistet war, und nach dem Putsch nicht mehr. Undenkbar bei uns? Wie viele Flugstunden von Athen leben wir?
Und wenn die Aerzte das Bündnis mit der Macht schon längst ebenso eingegangen wären wie jahrhundertelang, zu aller Leid, die Pfaffen?
Könnte es nicht sein, dass wir das Bündnis eingehen müssen, weil unsere kostbare Medizin so kostspielig geworden ist, dass wir sie anders als mit den Mitteln der Macht gar nicht mehr betreiben können? Dann wäre unser Verhältnis zur herrschenden Klasse und zum Geld allerdings tragisch geworden.

Wüthrich sagt oder vielmehr denkt bloss: «Steinreiche und bettelarme Menschen können noch Gutes tun. Der Mittelstand ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt.» Diese Stelle wurde in St. Gallen zum Thema einer journalistischen Sonntagsbetrachtung gewählt. Viel Ehre für den alten Mann.
Nach einer irren Fahrt oder Irrfahrt durch die Stadt gelangt Wüthrich in sein Spital. Einem Patienten, der ihm die Tür aufreisst, gibt er hundert Franken Trinkgeld. Er stellt fest, was er tut. Weil alles zerfliesst, muss er ganz genau sein. «Das ist ein Spital. Hier ist alles krank. Ueberall wird abgerissen und neu gebaut. Im neuen Spital werden die Wege breiter sein. Mein Blick fällt am Küchengebäude vorbei auf den neuerstellten bleiweissen Operationstrakt. Operiert nur in euren blendendweissen neuen Trakten! Im allgemeinen fand ich die Starchirurgen gefährlicher als die mittelmässigen. Der Magnolienbaum stirbt.»
Sie, die wissen, wie alte Internisten über junge Chirurgen denken, werden mir den Satz über die Starchirurgen nicht anlasten. Ueberdies: Ist es nicht so? Ich schrieb es jedenfalls gern.
Eine schreckliche Doppelbödigkeit erhält dann Wüthrichs Gespräch mit seinen Assistenten. Der alte Herr verachtet die jungen Leute, weil sie ihm und seinen unsinnigen Forderungen nicht entgegenzutreten wagen. Und wie er nun einerseits absinkt in die Hilflosigkeit des Sterbenden, eines, der sich an Strohhalme klammern muss, um überhaupt noch da zu sein, wirft er anderseits seinen Assistenten in luziden Momenten Fragen und Grobheiten an den Kopf, die sie nicht zu parieren vermögen — erstens, weil sie wirklich subaltern sind, Anpasser und ganz kleine Naturen, zweitens jedoch, weil sie ihren Chef längst als Patienten behandeln.
Wüthrich geht dann mit der ganzen Queue auf Visite. Dreimal betritt er denselben Frauensaal. Je mehr seine physische Kraft abnimmt, desto mehr heilt er alle Patientinnen, die überhaupt noch da sind. Jedesmal sind es weniger, die einen werden ins Badezimmer verbracht, wo man auf Professor Wüthrichs Abteilung stirbt, die andern auf andere Abteilungen verlegt.
Hier ist ein Punkt, den wohl alle meine ablehnenden oder erschreckten Kritiker gründlich übersehen haben: Es geschieht nämlich gar nichts. Diese Assistenten und Oberärzte, die dem halluzinierenden Chef nicht entgegenzutreten wagen, gerade aus ärztlichen Gründen nicht, besorgen hinter seinem Rücken das Notwendige so exakt und so pflichtbewusst, so stur, wie Professor Wüthrich sagen würde, und so gottvergessen phantasielos wie immer. Wüthrich, wie ich glaube, merkt es auch noch, findet es zwar höchst unfair — aber er wagt eben auch nicht mehr, dagegen aufzutreten. Man kann sich fragen: Ist Wüthrich bereits so sehr in seinem Bewusstsein getrübt, dass er in guten Treuen dreimal denselben Saal besucht — oder *rächt* sich der Sterbende an den Ueberlebenden, der ganz Alte an den Jungen . . .?
Das Ganze, meine Damen und Herren, ist ein Theater. So krass realistisch, wie sich das Buch in den Einzelheiten gibt, ist es gar nicht. Nach dem Frauensaal (dreimal) jetzt der Männersaal. Immer toller präsentieren sich die Fälle, die alle nicht so sind für unser Tagesbewusstsein, wie sie sich diesem ungeheuren sterbenden Hirn Wüthrich darstellen.
Zum Schluss der Besuch in den Einzelzimmern der Schwerkranken, einer in einem Gitterbett, mit Urämie, ein junger Gelbsüchtiger mit einem Christuswahn. Bei dem kranken Christus fällt Wüthrich in die Knie. Ueberwältigt. Aber wovon? Von dem kleinen lächerlichen Christus Produce of Switzerland — oder von der Kreislaufschwäche . . .
Die Frage bleibt offen. Offen bleibt auch die Flügeltür, sperrangelweit. Professor Wüthrichs letztes verständliches Wort: Nein.

Warum schreibt man so etwas? Das letzte Nein, ein Nein zum Tod, den man verneinen muss und nicht verneinen kann, hat mir viel zu schaffen gemacht. Ich glaube, eine Zeitlang missverstand ich meinen eigenen Text. Im Anschluss an «Wüthrich» schrieb ich, fast hektisch, ein fünfaktiges Drama, in dem ein grausiges historisches Geschehen abläuft, obgleich jede Aussage immer sofort wieder verneint wird. Das Monstrum blieb stecken im Entwurf. Was davon blieb, für mich, ist die Sicherheit, dass Wüthrichs letztes Wort Nein lauten muss.
Ich habe Wüthrich 1964 unter dem Druck von bedrängenden Ideen und, wenn Sie wollen, Visionen in einer ersten Fassung innert zwei Wochen niedergeschrieben, nach einem Unfall, in den Schären von Stockholm, und die sind bekanntlich aus Granit. Fünfzehn Jahre klinische Medizin stecken in dem Buch. Sie verstehen, dass man so etwas nicht alle Tage schreibt. Dass es dazu auch Vorstufen braucht: einige Erzählungen, teils in «Husten», teils noch unveröffentlicht, sind doch Vorstufen. Oder das Stück «Höhenluft», das allerdings von dem ganzen Wüthrichkomplex nur einen einzigen Aspekt herausstellt, den der Eigengesetzlichkeit einer übermächtigen technischen Entwicklung, den des beängstigenden «Ich tue es, weil ich es kann.»

Ich spreche hier nicht über «Höhenluft». «Höhenluft» ist ein Schwank, der zwar in einem Sanatorium spielt, aber es handelt sich nicht um ein Aerztestück. Das Arztbild in «Höhenluft» ist das aller Schwänke, absichtlich schablonenhaft, absichtlich ohne jede Retusche, ohne jede Psychologie. Ich fürchte, die Zürcher Kritik hat dieses Stück gründlich missverstanden, sich an Vordergründigkeiten festgesaugt, sich auf Tabuverletzungen spezialisiert, wo es längst keine Tabus mehr zu verletzen gibt — und die Genfer «La Suisse» hat sich dafür nachher über die Zürcher Kritik ein bisschen mokiert, die für diesen Schwank einen kritischen Apparat mobilisierte, der vielleicht einer grossen Tragödie angemessen gewesen wäre, jedoch nicht sehen wollte, dass es sich um etwas ganz Lustiges, vielleicht auch ganz Neues handelte, «un Pop Art de la scène». Aber in Genf durfte das Stück dann doch auch nicht gespielt werden. Es ist eben ein unartiges Stück.
«Wüthrich» brauchte auch eine Sprache. Ich hatte diese Sprache nicht von vornherein. 1961, nach einer Krankheit, begann ich zu schreiben. Ich teile Ihnen das mit, als Fakt, ohne Interpretation. Ich bin kein eingeschworener Anhänger der Psychosomatik, und ich bezweifle, dass wir das begriffliche Instrumentarium besitzen, um in zulässiger oder zuträglicher Art über solche Dinge zu sprechen.
1963 habe ich ein ganzes Jahr lang fast ausschliesslich Gedichte gemacht — um meine Sprache zu finden, wie ich nachhinein glaube. Etwa sechshundert bis siebenhundert Gedichte entstanden 1963, und von denen sind bislang zehn oder zwölf publiziert, und viel mehr werden es auch nicht. Die Sprache in «Wüthrich« bedient sich einer Art Collagetechnik: In den unablässig murmelnden inneren Monolog der Hauptfigur sind Gedanken, Slogans, Sprüche, Erinnerungsfetzen zum Teil eingebaut, zum Teil aber auch in ihrer Eigengestalt und in ihrem ganzen Eigenleben einfach hineinmontiert. Aehnlich ergeht es den Gesprächsfetzen in den Nebenfiguren. Die Nebenfiguren kommen in einem bestimmten Sinn gar nicht vor. Nur durch das trübe Medium der Wahrnehmung des Sterbenden hindurch. Und so wie dieser Sterbende meint, dass sie sind, sind sie ja gar nicht. Allerdings, so wie es ist, ist es nie.

Die Figur des Sterbenden hat mich jahrelang beschäftigt, zeitweise mit erstaunlicher Ausschliesslichkeit. Das mag Gründe haben: Erfahrungen, Erlebnisse, wie man sie als Arzt — oder überhaupt als Mensch — eben hat. Es kann aber noch etwas anderes dahinterstecken: Neugier. Neugier auf einen Vorgang, der unbeeinflussbar abläuft. Es gibt doch auch jene merkwürdige Befriedigung über Naturkatastrophen — eine Erleichterung, dass *uns* doch nicht stets die ganze Verantwortung trifft . . .
Wie viele solche Vorgänge wie das Sterben gibt es denn in unserer durchorganisierten und verwalteten Welt? Die Auswahl ist beschränkt. Das Sterben würde dann zu einem Symbol der Freiheit, der Befreiung — und das ist es ja im «Wüthrich» auch. Noch nie im Leben hat sich der Professor so frei und so offen über Patienten und engste Mitarbeiter geäussert — nicht einmal gegenüber sich selbst.
Sterben ist, ausgesprochen oder nicht, eines der grossen Themen der europäischen Literatur unserer Zeit. Beckett ging voran, Ionesco schrieb «Le Roi se meurt», Dürrenmatt den «Meteor». Ich beanspruche da keine Originalität. Man kann sich höchstens fragen, warum das so ist. Ist etwa Europa ein sterbender Kontinent? Oder ist Europa ein Kontinent, in dem vieles absterben muss, damit es neu geboren werden kann? Ich weiss es nicht.
Neu an meiner Art, das Sterben darzustellen, ist höchstens der Stil. Eine Art Naturalismus, auch hierin verwandt mit den Schrecken der Pop Art, ein Naturalismus, der seine Herkunft von der Naturwissenschaft nicht verleugnet, sondern betont und der die Möglichkeiten, die die Wissenschaft bietet, gelegentlich zu einem Lupen- oder Mikroskopeffekt nutzt. Das geriete dann in die Nähe dessen, was in der Malerei New Super Realism heisst — überlebensgrosse Bierbüchsen und so.
Warum stirbt ausgerechnet ein Arzt? Man hat mir unterschieben wollen, ich beerdige damit den Arzt. Den Arzt gibt es nicht, nicht einmal in der Literatur. Es gibt Aerzte: Sie, Wüthrich, mich. Vielleicht hätten wir über Mandelentzündung oder akuten Blinddarm dieselbe Meinung. Sonst, wie ich vermute, über nichts auf dieser Welt. Im Prinzip ist ein Arzt, der stirbt, nicht aufregender als ein Coiffeur, der Haar verliert. Aber der Sterbende ist eben doch aufregender als der Glatzkopf, der Arzt als der Coiffeur. Ich bin Arzt. Ich kenne das ärztliche Milieu und sonst nicht viel. Meine Figuren haben einen Beruf.

Wüthrich stirbt mitten in der Ausübung seines über alles geliebten Arztberufs. Sie kennen den Jargon solcher Todesanzeigen.
Also einfach ein Sterbender, der zufällig Arzt ist? So einfach geht es leider auch wieder nicht. Dass der Sterbende der Heilende ist, das ist denn doch ein hübscher dramaturgischer Trick, auf den ich nicht gut verzichten konnte. Je mehr er stirbt, desto mehr wachsen ihm ungeheure heilende Kräfte zu — das ergibt eine Diskrepanz,

eine dialektische Spannung, die sich bis zum Schluss hin steigert.
Wüthrich sagt von sich selbst: Ich bin ein eifersüchtiger Professor. Zuletzt ist er kein Professor mehr, sondern ein überdimensionierter Patriarch, ohnmächtig in seiner Allmacht.
«Wüthrich» ist kein bürgerliches Trauerspiel. Selbst und gerade das, was durch den ganzen Totentanz durchscheint: die unbedingte Treue zu der längst verstorbenen Frau, die unbedingte Anhänglichkeit an den Sohn — das ist so unbürgerlich wie möglich, so unbürgerlich wie Ehe, Vaterschaft, Arzttum, Liebe, Leben und Tod.
Man hat mir, nicht gerade öffentlich, aber beinahe, vorgeworfen, ich säe Misstrauen. Selbstverständlich will ich Misstrauen säen. Gegen die Aerzte? Gegen die moderne Medizin?
Nein, meine Damen und Herren, das werden Sie mir abnehmen müssen: gegen nicht mehr und nicht weniger als den Menschen selbst, der heute in der Lage ist, sein eigenes Geschlecht von der Erde zu vertilgen — und in der Gefahr, es zu tun, weil er es kann. Menschlichkeit ist nicht mehr billig von der Stange zu haben! Ich hoffe, dass meine sämtlichen Werke inhumane Züge tragen. Denn nur so öffnet sich, vielleicht, ein Ausblick auf ein neues Menschentum.
Wer denn bietet sich als Figur in diesem Drama mehr an als gerade der Arzt — der professionell Gute, Menschliche? Und glauben Sie mir, Wüthrichs Ende in diesem Stil, an einem Bankier durchexerziert, das wäre ganz einfach komisch geworden. Und sehen Sie: Generale, Könige und Präsidenten nimmt doch schon längst kein Mensch mehr ernst. Es musste also doch ein Arzt sein. Und die Handlung musste auch in ein Spital verlegt werden.
Der amerikanische Autor Arthur Miller sagte vor dem internationalen PEN-Kongress, ein Spital ist heute nicht mehr für die Kranken da, sondern um Spital zu spielen. Das Spital ist ein Glücksfall. Ein Modell der Welt.
Ich halte die Welt für ein Spital und das Spital für eine Welt. Sie, die es wissen, werden mir da kaum widersprechen. Denn einzig im Spital wird jedem klar, was im Grund immer und überall der Fall ist, in den Banken, auf den Flugplätzen und auf den Raketenabschussrampen — unsere ganze stolze Technik, der ganze Fortschritt wird immer am gleichen Objekt eingesetzt, immer an demselben kleinen Kollegen exerziert — unserem Bruder Mensch.

Abdruck aus der Schweizerischen Aerztezeitung Nr. 6
7. Februar 1968

Zum Jahr der Menschenrechte

Die Vereinten Nationen haben das Jahr 1968 zum «Jahr der Menschenrechte» proklamiert, um die am 10. Dezember 1948 von der Vollversammlung der Vereinten Nationen verkündete Allgemeine Erklärung der Menschenrechte in Erinnerung zu rufen und ihrer konkreten Anwendung im Leben der Völker neue Impulse zu geben. Vor zwei Dezennien, unter dem Eindruck der furchtbaren Gewalttaten und schreienden Ungerechtigkeiten, die vor und während des vergangenen Krieges begangen worden sind, wurde diese feierliche Erklärung als Programm für den Aufbau einer friedlichen Zukunft abgegeben. Zum 20. Jahrestag soll am 10. Dezember 1968 eine Gedenksitzung der UNO stattfinden und Preise an solche Persönlichkeiten verliehen werden, die sich um den Schutz der Menschenrechte besonders verdient gemacht haben. Von den Veranstaltungen im Laufe des Jahres sind vor allem zwei zu nennen: eine Internationale Konferenz über die Menschenrechte in Teheran, vom 22. April bis 13. Mai, an welcher über das bisher Erreichte Rechenschaft gegeben und ein Plan für die weiteren Massnahmen aufgestellt wurde, und eine im September in Paris stattfindende Konferenz der dem Wirtschafts- und Sozialrat der Vereinten Nationen (UNESCO) mit beratender Stimme angehörenden nicht gouvernementalen Organisationen. An dieser Konferenz wird auch die Liga der Rotkreuzgesellschaften vertreten sein.
Welche Bewandtnis hat es mit dieser «Erklärung der Menschenrechte»? Rufen wir uns kurz den Werdegang in Erinnerung. Wir benutzen hierzu die Ausführungen von René Cassin im «UNESCO-Kurier» Nr. 1, 1968.
1945 wurde in San Franzisko die Organisation der Vereinten Nationen (UNO) gegründet, welche die Nachfolge des Völkerbundes antrat. Von Anfang an stand fest, dass es eines der Hauptziele der neuen Staatengemeinschaft sein solle, die Kodifizierung und Anerkennung der Grundfreiheiten und Grundrechte des Menschen durchzusetzen, die als allen Menschen ohne irgendeine Unterscheidung zukommend betrachtet werden. In Artikel 68 der Charta der Vereinten Nationen wurde ein besonderes Organ (im Rahmen der UNESCO) vorgesehen, die Kommission für die Menschenrechte. Sie wurde mit der Aufgabe betraut, der UNO einen Entwurf zu einer Erklärung der Menschenrechte vorzulegen. Im Januar 1947 traten die 18 Mitglieder dieser Kommission zum erstenmal zusammen. Sie einigten sich auf die Abfassung einer internationalen Grundsatzerklärung, verbunden mit einer genauen, konkreten und verbindlichen internationalen Konvention. Anlässlich der zweiten Session, im November des gleichen Jahres, beschloss die Kommission,